

Die Radiopredigten

Auf Radio SRF 2 Kultur und Radio SRF Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Matthias Loretan, röm.-kath.

26. Oktober 2014

Wie geht das: Gott lieben?

Mt 22, 34 - 40

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Wen lieben? Für Verliebte ist das keine Frage. Das Gefühl hat entschieden. Verliebte fühlen sich lebendig. Und sie erfinden sich neu in zärtlicher Gebärde. Wen lieben? Einem religiös sozialisierten Christen fallen auf die Frage verschiedene Adressaten ein, die geliebt sein sollen: Gott, der Nächste, der Liebende sich selbst und gar die Feinde. Als Gebot scheint Lieben irgendwie anstrengend. Wo anfangen? Wen einschliessen? Wo aufhören?

Liebe Hörende, im heutigen Evangelium wird Jesus bei einem Streitgespräch mit Gesetzeslehrern in eine ähnlich mühsame Diskussion verwickelt. Hören wir aus dem 22. Kapitel nach Matthäus:

In jener Zeit, wollte ein Gesetzeslehrer Jesus auf die Probe stellen und fragte ihn: Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste? Er antwortete ihm: Liebe den Herrn, deinen Gott, mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Aber ein zweites ist diesem gleich: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten.

Bei der Auslegung dieses Lehrgesprächs sind Christen immer wieder der Versuchung erlegen, christliche und jüdische Frömmigkeit gegeneinander auszuspielen. In dieser Konkurrenz verkommt das Judentum meist zu einer Karikatur. Es wird dargestellt als eine aussengeleitete Gesetzes-Religion. Zurzeit Jesu sollen jüdische Gesetzeslehrer in der Tora 613 Einzelsatzungen ausgemacht haben: 248 Gebote und 365 Verbote.

Wie ein weitherziger und geduldiger Lehrer hebt sich Jesus gegenüber dieser Mentalität ab. Sie ist allerdings nicht typisch jüdisch. Denn was Jesus im Streitgespräch mit den Gesetzeslehrern auf den Punkt bringt, ist auch jüdischen Ohren nicht unvertraut. Schon vor der Zeit Jesu diskutieren rabbinischen Gelehrten, ob und wie sich die vielen Gesetze in einer Regel zusammenfassen liessen; ob es so etwas wie eine Hauptregel gäbe, in der alle anderen Gesetze enthalten wären.

Der babylonische Talmud erzählt dazu folgende Legende: Ein Nichtjude kommt zum gestrengen Rabbi Schammai und bittet ihn: Ich will zum Judentum übertreten, aber nur unter der Bedingung, dass du mich die ganze Tora lehrst, und zwar während der Zeit, in der ich auf einem Fusse stehen kann. Ob dieser Unverschämtheit wurde Rabbi Schammai wütend und jagte den Mann davon. Später kam der Mann zum menschenfreundlichen Rabbi Hillel. Dieser nahm ihn auf und erklärte ihm in kurzen Worten, worum es ging: Was dir nicht lieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Das ist die ganze Tora. Alles andere ist nur Erläuterung. Geh hin und lerne das.

Diese Goldene Regel ist gegründet auf dem Toragebot der Nächstenliebe. Dieses steht geschrieben im Buch Levitikus 19.18 ziemlich in der Mitte der Tora. Liebe deinen Nächsten, er ist wie Du. Ich bin der Ewige, der Herr.

Jesus scheint diese innerjüdische Diskussion gekannt zu haben. Und er schlägt sich auf die Seite von Rabbi Hillel. Noch eindeutiger als Hillel betont Jesus die Einheit von Gottes- und Menschenliebe (Zusammenzug von Lev. 19,18 und Dt. 6,5). Sowohl für Hillel als auch für Jesus aber gilt: Gottesliebe und Nächstenliebe – in diesem Doppelgebot ist das ganze Gesetz zusammengefasst.

Doch wie geht das? Gott lieben? Und den Nächsten lieben wie sich selbst? Ist dieses Sollen nicht etwas vorsätzlich, angestrengt und abstrakt.

Diese Verlegenheit nutzen die Gesetzeslehrer aus, nicht nur die jüdischen, sondern die Bürokraten aller Religionen, Mit ihren Gesetzen wollen sie zeigen, wie Gott geliebt werden soll. Da Gesetze aber immer Schlupflöcher haben, müssen immer engere Maschen ins Regelwerk eingezogen werden. So wird das Gesetz für jene zur Last, die es einhalten müssen. Gegenüber der Perfektion der Ansprüche spüren sie ihre Unzulänglichkeit und fühlen sich schuldig. Begehren sie auf gegen das religiöse Regelsystem, so entgegenen ihnen seine Verwalter, sie seien egoistisch, würden sich selber mehr lieben als Gott. Auf was es aber ankäme sei, Gott mehr zu lieben als sich selbst und alles Menschliche.

Jesus scheint diese Logik der Gesetzeslehrer nicht eingeleuchtet zu haben. Ihn ärgert die Tendenz der religiösen Bürokraten, ihre Gesetze zu Gottes Gesetzen zu machen. Jesus wird die Folgen dieser tödlichen Maschinerie schon bald am eigenen Leib zu spüren bekommen. Jesus weiss das. Doch er will sich ihr stellen und sie entlarven. Deshalb ist er ins Zentrum der religiösen Macht nach Jerusalem gekommen. Mit der Konsequenz seines Lebens steht er für einen anderen Weg ein. Im heutigen Evangelium bringt er seine Haltung mit ein paar Spitzensätzen auf den Punkt.

Liebe Hörerin, lieber Hörer, Gott lieben tun wir nicht, wenn wir spezielle religiöse oder kirchliche Reglemente einhalten. - Gott lieben, ist eine Haltung, eine Einstellung zum Leben im Ganzen. Sie überwindet die strikte Trennung zwischen Subjekt und Objekt. Ich und Du sind in eine Einheit hineingenommen, welche die beiden Pole immer schon verbindet. Wenn ich mich selbst und die anderen so in Güte verstehe, brauche ich keine speziellen Regeln mehr, wie ich Gott zu lieben habe. Oder wie es der Kirchenlehrer Augustinus gesagt hat: Liebe und dann tu, was du willst. Dilige et quod vis fac.

In dieser Leichtigkeit und Freiheit gehören Gottes-, Nächsten- und Eigenliebe zusammen. Am konkreten Ort, wo das Schicksal oder die Vorsehung mich hinstellt, habe ich sie in ein schöpferisches Gleichgewicht zu bringen. In Demut gilt es gegenwärtig zu sein, achtsam auf das, was andere einem geben können.

Ich bin einverstanden mit mir. Einverstanden mit dem, was in mir leben möchte. Einverstanden mit meiner Freiheit, die ich anderen verdanke. Und einverstanden auch mit dem, was Gott in mir angelegt hat. Wenn ich so einwilligen kann in das, was in mir und durch mich zum Leben kommen will, so bin ich deshalb noch nicht ein besserer Mensch, so muss ich deshalb nicht ein besserer Mensch sein. Aber vielleicht fällt es mir in diesem Vertrauen nur leichter, ein einigermaßen guter Mensch zu sein.

So will ich Ihnen von einer Erfahrung berichten, in der ich wieder einmal über mich selber gestolpert bin. Vor ein paar Tagen in den Herbstferien, Brigitt, meine Frau, und ich waren mit einem befreundeten Paar in Bologna angekommen. Noch hatten wir keine Übersicht, keinen Plan, wie wir die Stadt entdecken könnten. Auf der Suche nach dem Informationsbüro stiessen wir am Rande der Piazza Maggiore auf eine politische Performance. Zwei Spielleiter forderten Passanten auf, Demokratie zu üben. Das Thema hatten sie vorgegeben: Was soll Italien mit den vielen Bootsflüchtlingen machen, die täglich an seinen Grenzen stranden? Die redewilligen Bürgerinnen

und Bürger mussten sich melden. In der Reihenfolge ihrer Meldungen bekamen sie einen blauen Plastikschemel zugeschoben. Sobald sie mindestens einen Fuss darauf setzten, durften sie sprechen. Die anderen sollten zuhören. Die Diskussion kam zögerlich in Gang. Eine junge Frau äusserte sich für die Aufnahme der Bootsflüchtlinge aus christlicher Nächstenliebe. Darauf antworteten vier, fünf aufgebrauchte Bürger mit Brandreden gegen die Überschwemmung mit Flüchtlingen. Sie kannten die Zahlen und die Fakten. Und wetterten gegen die ungerechte Verteilung der Flüchtlinge in Europa. Ein Schwarzer hörte zu. Er schwieg. Er wurde aufgefordert zu sprechen. Er schwieg. Er glaubte nicht daran, dass er sich hier verständlich machen könnte. Nach einer Weile zogen wir ratlos weiter. Unsicher auch, ob die politische Aufklärung nur eine Farce mit Claquieren gewesen sei.

Noch im Gehen sagte ich zu meinen Freunden: Ich könne die Italiener verstehen. Sie hätten die Misere der europäischen Flüchtlingspolitik einseitig zu tragen. Eine Lösung könnte sein, wenn die EU Flüchtlingslager in Afrika bauen und betreiben liesse. Die anderen drei schauten mich überrascht an. Sie wandten ein: Mein Vorschlag verstosse gegen internationales Völkerrecht. Einen solchen Vorschlag habe man von mir als Pfarrer nicht erwartet. Und: Wann ich das letzte Mal mit einer Person aus Afrika gesprochen habe?

Im Stillen entschied ich mich für diesen letzten Einwand, für die Frage also. Ich fühlte mich ertappt. Mein Vorschlag zur Flüchtlingspolitik hatte zwar eine gewisse technokratische Eleganz. Doch er nahm die Flüchtlinge nur noch als Störfaktoren wahr. Er zielte darauf ab, sie unsichtbar zu machen. Kein Flüchtling hätte mehr die Chance, mir ins Gesicht zu schauen, mir als Nächster zu begegnen. Und auch ich hätte kaum eine Chance, ihm als Nächstem zu antworten. Das konnte ich nicht wollen. Ich war beschämt.

*Matthias Loretan
Sommerstrasse 8, 8594 Güttingen
matthias.loretan@radiopredigt.ch*

*Auf Radio SRF 2 Kultur und auf Radio SRF Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und
um 9.45 Uhr (ref.)*